

des Sohnes rächet noch an euch der Herr.« Volk: »Es falle über uns und unsre Kinder her!« Passionschor: »Es falle über euch und eure Kinder!« Punktum. Zu ein paar düftigen Takten Musik zieht der Chor ab. Wen repräsentiert dieser Chor, der schon 1811 eine klare Meinung vertrat und die Verdammung des Judas mit den Worten forderte: »Diess wünschen wir, diess wünschen wir« – den Dichter oder die Gemeinde Oberammergau? Sicherlich beides. Deshalb wollte ich den Chor zu anderweitig freiwerdender Dedler-Musik auf die Folgen eines solchen Erbfluches und auf das Wort Christi hinweisen lassen, das er am Kreuz sprach: »Herr, verzeihe ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!« Aber da war nichts zu machen.

Kein Wunder, dass das Münchener Ordinariat bei der Spieleröffnung ein von Prälat Dr. Höck verfasstes kritisches Flugblatt verteilen liess und in Amerika eine so mächtige Boykottbewegung einsetzte, dass auch die Luft hansa ihre auf das Oberammergauer Passionsspiel ausgerichtete Plakatpropaganda einstellen musste. Ich selbst habe am 20. 9. 1970 das Spiel besucht und dabei nicht nur leere Plätze, sondern auch leere Reihen gesehen; schon zuvor hatte mir ein Taxifahrer erzählt, dass man in der Mittagspause noch Karten zu 5 DM für den Nachmittag erhalten könne. Dazu kam, dass die ungleichmässige Verteilung der ausfallenden Übernachtungen im Dorf zu heftigen Spannungen führte. Der Wunsch nach einer Spielreform wurde immer stärker, nur über den Weg war man sich nicht einig. Eine starke Gruppe um den Schnitzschuldirektor Hans Schwaighofer griff auf das alte Projekt der Rosner-Passion von 1750 zurück, wobei eines der Hauptargumente war, dass Rosner nichts Judenfeindliches enthalte und das Schuldproblem durch die Gegenhandlung der Hölle von den Juden wegverlagert werde. Obwohl aufwendig inszeniert und von den Massenmedien hochgepriesen, errang die Rosner-Probe doch nicht die Zustimmung der Gemeinde, wobei auch textfremde Überlegungen mitspielten; 60 Prozent entschieden sich für den sogenannten alten Daisenberger-Text, allerdings unter der Auflage, diesen den Anforderungen der Zeit anzupassen. Insofern war die Rosner-Probe nicht umsonst, denn sie schaffte unbeabsichtigt den Durchbruch der Reformer beim traditionellen Text, wobei P. Gregor Rümmelein vom Kloster Ettal als privater theologischer Berater mitwirkte.

Das irreführende Wort »Synagoge« wurde restlos gestrichen und an passenden Stellen durch das Wort »Religion« ersetzt; auch das Wort »Synedrium« machte dem gebräuchlicheren Wort »Der Hohe Rat« Platz, ohne allerdings die Parteiungen in diesem Gremium zu berücksichtigen. Dass auch das Wort »Nation« ausgerottet wurde, war nicht schlimm, dass aber das Grusswort »Heil« das gleiche Schicksal erlitt, erscheint doch als überängstlich, desgleichen wenn den Christus verspottenden römischen (!) Soldaten der Ausdruck »Judenkönig« in einen gewöhnlichen »König« verwässert wurde. Ersatzlos gestrichen wurde das Vorbild »Vasthi – Esther«, desgleichen der Wechselchor nach dem Vorbild des Sündenbockes. Hier klaffen Lücken. Mutig wurde die Rolle der Händler reduziert; sie verschwinden nach der Tempelreinigung aus dem Spieltext, einen einzigen ausgenommen, der den Judas zu gewinnen hat. Dem als greisen Fanatiker doppelt widerlich gezeichneten Alt-Hohenpriester Annas wurden sämtliche Giftzähne gezogen, was aber nun die fatale Wirkung hat, dass der amtierende Hohepriester Kaiphas blutdürstiger als zuvor erscheint, als er mehr eine objektive Rolle über den Ratsmitgliedern innehatte. Dass bei der grossen Volksszene (»Empörung« heisst sie auf oberammergaulisch) ein Häuflein Christusanhänger zweimal die Stimme für Jesu Freilassung erheben darf, wirkt etwas ko-

misch und heizt die Volkswut erst recht an, als ob wir uns nicht längst an die Sportpalast-Mentalität aufgeputschter Volksmassen (von Berlin bis Teheran) gewöhnt hätten. Natürlich konnten nicht alle Wünsche erfüllt werden. Das fälschlich als Selbstverfluchung ausgelegte Bekräftigungswort der Menge »Sein Blut komme über uns und unsere Kinder« sollte – wie auch 1979 in Erl – ganz gestrichen werden, aber der Münchener Kardinal Ratzinger restituierte es als oberster Zensor wieder; es steht nun einmal im Matthäusevangelium und kommt in ähnlicher Form auch im Alten Testament vor. Andererseits verstand man sich sogar zu einem überraschenden Grusswort an »die Brüder und Schwestern des Volkes, aus dem der Erlöser hervorging«. Die nachfolgenden Zeilen las ich mit noch mehr Erstaunen. Vor zwölf Jahren hatte ich für diesen Prolog vorgeschlagen:

Wie die Kirche in der Not unserer Zeit
allen Gottessuchern brüderlich die Hand reicht,
so wollen auch wir vereinen, nicht trennen,
versöhnen, nicht verletzen,
Schuld nicht suchen bei andern, sondern bei uns,
denn uns einzelne geht das heilige Spiel an.

Eisiges Schweigen war die Antwort gewesen. Nun lese ich:

Fern sei jedes Bemühn, die Schuld bei andern zu suchen,
Jeder erkenne sich selbst als schuldig in diesem Geschehen.

Kann man noch mehr verlangen? Man sollte Oberammergau jetzt in Ruhe lassen. Das Auftreten des Rabbiners Marc H. Tanenbaum vom American Jewish Committee bei dem Forum der Katholischen Akademie in Bayern im Spätherbst 1978 hat mich an das Bonmot erinnert: Man kann mit der grössten Intoleranz anderen Toleranz predigen. Schliesslich müssen auch wir mit Lessings Patriarchen von Jerusalem und Schillers spanischen Grossinquisitor leben, um Neuere zu übergehen. Es ist kein Zweifel, dass gerade durch die Entrümpelung von konzilswidrigen Antijudaismen das Spiel in seiner Struktur und vor allem in den schon längst angeknackten Prologen Daisenbergers geschädigt wurde. Es wird einen längeren Denkprozess benötigen, bis in der heilsgeschichtlichen Tragik der Passionsgeschichte ein neuer Ansatzpunkt für Spiel und Gegenspiel gefunden wird, der auch Jesus durch die Einbeziehung seiner Lehrtätigkeit – Parabel von dem Weinberg und den Winzern! – zu einem aktiven und nicht nur passiven Helden macht. Das Wort »tragisch« kommt in der gesamten Oberammergauer Textgeschichte nur ein einziges Mal vor: 1811 lässt Weis den Judas bei seinen Überlegungen über seine Zukunft sagen: »Die Jüngerschaft scheint ohnehin ein tragisches Ende nehmen zu wollen.« Warum erkannten die damaligen Führer des jüdischen Volkes den Messias nicht? Das Pauschalurteil der »Verblendung« genügt nicht, sowenig wie des Pilatus Ansicht, die Hohenpriester hätten Jesus nur aus Neid ausgeliefert. Insofern ist dieses Thema für Oberammergau noch nicht abgeschlossen. Die Alternative heisst nicht zurück zu 1750 oder zurück zu 1860, sondern voran ins 21. Jahrhundert. Vorerst dürfen wir uns über das bisher Erreichte freuen.

6 Die Juden von Cochín

Erlebnisbericht von Frieda Weber-Krebs

Als ich im Januar 1981 anlässlich eines Aufenthaltes in Indien in Bombay 3 Tage frei hatte, entschloss ich mich, mit einer deutschen Ärztin nach Cochín zu fliegen, um die dortige Judensiedlung »Jew Town« zu besuchen. Ich hatte



Schrein der Synagoge für die Thorarollen. Der Fussboden ist mit chinesischen Kacheln geschmückt. Handgemalt, alle verschieden.
(Foto: A. Hüffer)

im vorigen Jahr schon mit dem Vorsteher der Synagoge, Mr. E.B. Salem, Verbindung aufgenommen und anlässlich des 80. Geburtstages von Dr. Luckner ein Buch über die alte Gemeinde bestellt.

Nach etwa 2½ Stunden Flug der Küste entlang landeten wir in Cochin, einem der ältesten Häfen Indiens, einer Stadt mit vielen Meeresarmen, wo uns ein Ruderboot zum Judenviertel brachte. Hier sind seit vielen hundert Jahren sowohl Juden und Araber, als auch später die Portugiesen gelandet. Auch haben wir einmal an einer Rundfahrt im Motorboot teilgenommen, das uns ausserdem noch zu einem alten Schloss brachte und zur Grabstätte des Vasco da Gama in der alten Kirche des Franz Xaver.

Es wird berichtet, dass jüdische Familien nach der Zerstörung des Tempels von Jerusalem, im Jahre 72, nach Indien auswanderten und sich im Süden ansiedelten. Aus dem Jahre 379 sind noch 2 Kupferplatten erhalten, die sich in der dortigen Synagoge befinden. Sie tragen die folgende Inschrift:

COCHIN SYNAGOGUE
(1568)
MATTANCHERRY
COCHIN-2.

ÜBERSETZUNG DER KUPFERPLATTEN:

Heil und Wohlstand! Die folgenden Geschenke wurden huldreich von ihm gemacht, der den Titel eines Königs der Könige angenommen hat. Seine Majestät der König Herr Parkaran Iravi Vanmar, dessen Vorfahren das Zepter seit Hunderttausenden von Jahren geschwungen haben, im 36. Jahr nach dem 2. Jahr, am Tage als er sich in Muyiricote aufhielt, gefiel es ihm, die folgenden Geschenke zu machen. Wir haben Joseph Rabban das Dorf Anjuvannam gewährt, zusammen mit 72 Besitzrechten, den Abgaben auf Boote und Karren, die Einkünfte und den Titel von Anjuvannam, die Lampe des Tages, ein Tuch, das vor ihm ausgebreitet wird, damit er darauf schreite, eine Sänfte, ein Sonnenschirm, eine Avaduga- (d. h. Telugu-) Trommel, eine Trompete, ein Empfangsbogen, eine Girlande, den Schmuck mit Blumengebinden, und noch anderes. Wir haben ihm die Einnahme aus der Grundsteuer und der Gewichtsteuer gewährt. Des weiteren haben wir durch diese Kupferplatten gebilligt, dass er von der Zahlung der Abgaben an den königlichen Palast befreit ist, welche die Einwohner der anderen Städte entrichten müssen, dass er aber in den Genuss der ihnen gewährten Vergünstigungen kommt. Dies alles an Joseph Rabban, den Fürsten von Anjuvannam, und in der natürlichen Erbfolge an seine Nachkommen, Söhne und Töchter, und seine Neffen, und an die Schwiegersöhne, die seine Töchter heiraten werden, solange wie die Welt und der Mond bestehen. Anjuvannam soll sein Erbsitz sein, Heil! (Handzeichen).

In Kenntnis von:

GOVARTHAN MARTHANDAN,	Oberhaupt von Venadu
KODAI CHIRIKANDAN,	Oberhaupt von Venapalinadu
MANAVEAPALA MANAVIN,	Oberhaupt von Eralanadu
IRAIRAN CHATHAN,	Oberhaupt von Vallunadu
KODAI IRAVI,	Oberhaupt von Nedumpu-rayunadu
MOORKAN CHATHAN,	Stellvertretender Heeresführer
VANDALACHERI KANDAN,	Premierminister

GESCHRIEBEN DURCH KELAPPAN

Zeitablauf:

Ankunft der Juden in Indien und Besiedlung von Kranganur	A. D.	72
Gewährung der Kupferplatten an Joseph Rabban	A. D.	379
Ankunft weiterer Juden aus Babylon und Persien	A. D.	490-518
Die jüdische Kolonie in Kranganur steht in Verbindung mit China	A. D.	900
Ankunft von Hachamim, darunter Judas Halevi	A. D.	1141
Ankunft von Joseph Azaar in der Stadt Cochin	A. D.	1344
Bau der Synagoge von Kochangadi	A. D.	1345
Vertreibung der Juden aus Spanien	A. D.	1492
Ankunft der Familie Castiel in Cochin	A. D.	1511
Ankunft weiterer spanischer Juden	A. D.	1514
Angriff der Mauren auf die Juden in Kranganur	A. D.	1524
Endgültige Vertreibung aus Kranganur durch die Portugiesen	A. D.	1565
Errichtung und Besiedlung der Judenstadt (in Cochin)	A. D.	1567
Bau der Synagoge von Cochin	A. D.	1568
Ernennung des ersten Schriftgelehrten	A. D.	1570
Maharikahs Antwort	A. D.	1600
Teilweise Zerstörung der Synagoge durch die Portugiesen	A. D.	1662
Wiederaufbau der Synagoge von Cochin	A. D.	1664
Bau des Glockenturms durch Ezechiël Rahabi	A. D.	1760
Belag des Fussbodens der Synagoge durch Ezechiël Rahabi mit 1100 Kacheln aus Kanton, die alle voneinander verschieden sind	A. D.	1762
Überreichung einer goldenen Krone an die Synagoge durch den Maharadscha von Travankur	A. D.	1805
Erste genaue Volkszählung der Juden von Paradesi durch Joseph Hallegua	A. D.	1814

Heute leben in der Judenstadt nur noch etwa 50 Personen, einschliesslich Frauen und Kinder; denn seit der Errichtung des Staates Israel sind viele Familien heimgekehrt

in das Land der Väter, und man befürchtet, dass die Gemeinde in kurzer Zeit aussterben wird. Die leerwerdenden Häuser werden eines nach dem anderen verkauft. In zwei nahen Ortschaften ist das schon geschehen (Mattancherry und Mala). In Mala besteht noch der Judenfriedhof. Die Synagoge wurde in eine Volksschule umgewandelt.

Der Bruder von Mr. Salem und der Synagogendiener hatten uns in sehr liebenswürdiger Weise geführt. Sie berichteten, dass die Gemeinde seit Anfang nie einen Rabbiner hatte und nur von Schriftgelehrten und Ältesten betreut wurde.

7 Vermisst in Auschwitz, 1943*

Claudine Vegh führte Gespräche mit Kindern von deportierten Juden

Den folgenden Beitrag entnehmen wir der »Badischen Zeitung«¹ und bringen ihn mit freundlicher Genehmigung des Verfassers und ihrer Redaktion. (Anmerkung d. Red. d. FrRu)

»Ich frage mich oft, warum ich es nicht schaffe, dem Leben etwas abzugewinnen. Wenn es mir wirklich gelungen wäre, die Vergangenheit völlig zu vergessen, könnte ich wahrscheinlich wie die anderen leben, würde mich an dem freuen, was ich habe, und nicht mehr ständig an das denken, was ich nicht mehr habe. Ich habe keine Bilder, keine Fotos von meinen Eltern. Ich habe auch ihren letzten Brief nicht. Ich habe kein Grab, an dem ich innere Einkehr halten kann. Nur ein Stück amtliches Papier: »Vermisst . . . Auschwitz 1943«. Das ist sehr schwer. . .«

Vermisst – das heisst für Jean, den Sohn von 1942 aus Frankreich deportierten Juden, insgeheim auch: nicht tot. Nicht mit jener letzten Gewissheit jedenfalls, die Trauerarbeit erlaubt: kein Grab, keine Beerdigung. Nur ein Papier. Und wenn am Ende von Trauer normalerweise die Rückkehr ins Leben steht, dann leben diese Kinder von Deportierten, mit denen die französische Psychiaterin Claudine Vegh Ende der siebziger Jahre diese Gespräche führte, noch immer in der Vergangenheit.

Denn die Eltern dieser Kinder sind nicht tot, sie sind verschwunden. Verschwunden in namenlosen Gräbern, die sie sich selbst schaufeln mussten, verschwunden in den Verbrennungsöfen von Auschwitz. Und so »gibt es kein einziges annehmbares, menschenwürdiges Bild, an das sich diese Kinder halten können, um ihre Eltern mit Stolz zu betrauern«, schreibt Claudine Vegh. Eben das macht ihr Erlebnis nicht vergleichbar mit den Schicksalsschlägen, unter denen andere Waisen leiden, deren Eltern etwa verunglückt sind.

Diese Gespräche mit heute Vierzig- bis Fünfzigjährigen sind Zeugnisse von sprachloser, also wehrloser Angst, von offenen Wunden – nicht von Narben. Da ist nichts geheilt. Claudine Vegh, selbst Kind von Deportierten, befragte diese Opfer der Massenvernichtung auf deren Wunsch meist im Halbdunkel, im Schlafzimmer etwa, in einer Atmosphäre weitestgehender Abgeschlossenheit von der Welt: Siebzehn innere Monologe – psychoanalytischen Sitzungen ähnlicher als wirklichem, offenem Gespräch. Monologe aus einem Totenreich, bevölkert mit nie begrabener, mit darum unbewusst weitergehegter Hoffnung, die jeden ungehinderten Zugang zur Gegenwart ein für allemal versperrt; gezeichnet von einer Sprachlosigkeit, die die Tatsache vom Tod der Eltern möglichst verschweigt, weil in einem solchen Eingeständnis immer auch ein Einverständnis, ein Friedensschliessen

* Claudine Vegh: »Ich habe ihnen nicht auf Wiedersehen gesagt« . . . (s. u. S. 142).

¹ Nr. 156, Freiburg i. Br., 11./12. 7. 1981.

mit der Ungeheuerlichkeit liegen würde. Deshalb wohl diese Unfähigkeit zu trauern, deshalb diese Unfähigkeit, wirklich zu leben. Jeans Scheitern vor dem Leben hat seinen tiefsten Grund in jenem Amtspapier: »Vermisst . . .« Claudine Veghs Gespräche mit den Nachkommen von Deportierten erinnern Frankreich (dort erschien ihr Buch 1979) daran, dass zu viele seiner Bürger zu bereitwillig sich zum Handlanger der Nazi-Besatzer machten. Es erinnert uns Deutsche daran, dass mit dem Massentod der Opfer und – vier Jahrzehnte danach – mit dem Altern der Henker, der Lischkas und Heinrichsohns, nicht alle Leiden der Juden begraben und vergessen sind. Auschwitz ist nicht Vergangenheit. Joachim Fritz-Vannahme, Freiburg i. Br.

8 »Bischof-Stimpfle-Stiftung« an der Bar-Ilan-Universität Tel Aviv errichtet*

Augsburg/Tel Aviv (iba) – Zu Ehren des Augsburger Diözesanbischofs Dr. Josef Stimpfle hat die zweitgrösste Universität Israels, die Bar-Ilan-Universität Tel Aviv, eine »Bischof-Stimpfle-Stiftung« errichtet. Der mit vorerst 100 000 DM dotierte Fonds will begabte, aber minderbemittelte jüdische Studenten zum Studium führen. Die israelitische Kultusgemeinde Schwaben-Augsburg unter ihrem Präsidenten Julius Spokoynj hat zu dieser Stiftung in Würdigung des »selbstlosen humanitären und völkerveröhnenden Wirkens« sowie der Förderung des »christlich-jüdischen« Dialogs 10 000 DM beigesteuert. In seiner Dankadresse an den Präsidenten der Bar-Ilan-Universität, Pinchas Spielman, schreibt der Bischof: »Die Errichtung der Stiftung an Ihrer Universität, der ich mich als ihr Ehrenbürger besonders verpflichtet fühle und an der ich während meines letztjährigen Besuches einen so tiefen Eindruck erfahren habe, möge ihrem Zweck entsprechend im Verlaufe der Jahre vielen begabten, aber minderbemittelten Studenten die Reichtümer der Wissenschaften auf der soliden Grundlage des Glaubens und in der täglichen Erfahrung der Frömmigkeit erschliessen. Mögen diese Studenten Tradition und Fortschritt, Geistigkeit und Aufgeschlossenheit, Dialogbereitschaft und Solidarität mit allen den Gott der Väter bekennenden Menschen in ihrem Leben verwirklichen.« Zugleich hat der Bischof einen Studentenaustausch zwischen der Universität Augsburg und der Bar-Ilan-Universität von Tel Aviv vorgeschlagen und mitgeteilt, dass er die Katholisch-Theologische Fakultät Augsburg um die Planung eines Begegnungskonzeptes gebeten habe.

* In: Ulrichsblatt / Kirchenzeitung für die Diözese Augsburg, 36. Jg. (9./10. Mai 1981), S. 23.

9 Neuer Lehrstuhl für jüdisch-christliche Studien am Hebrew-Union-College – Jewish Institute of Religion in Cincinnati/Ohio und Eröffnung des Instituts für Jüdisch-Christliche Forschung an der theologischen Fakultät Luzern am 22. Oktober 1981

I Erster an jüdischer Hochschule – am Hebrew-Union-College – errichteter Forschungslehrstuhl für jüdisch-christliche Studien*

Der 1925 in Berlin geborene, seit 1956 am Hebrew-Union-College – Jewish Institute of Religion in Cincinnati, Ohio (USA), lehrende Jakob J. Petuchowski ist am 4. Juni

* Vgl. dazu: »The Chronicle«, No. 18, Juli 1981, Hrsg.: Hebrew Union College – Jewish Institute of Religion sowie Pressenotiz auf deutsch.